

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.





CAT CLARKE

GEFÄHRLICHE  
FREUNDINNEN

roman

Aus dem Englischen von Elisabeth Müller

 | FJB



Erschienen bei FISCHER FJB

Die englische Originalausgabe erschien 2017  
unter dem Titel »Girlhood« bei Hodder and Stoughton  
© Cat Clarke 2017

Für die deutschsprachige Ausgabe:  
© 2018 S. Fischer Verlag GmbH,  
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-8414-4024-2

# 1

WENN WIR wieder zurück sind, veranstalten wir in der ersten Nacht immer ein Mitternachtsgelage. Weil man das im Internat eben so macht, stimmt's?

Früher waren Jenna und ich ganz versessen auf Internatsbücher gewesen. Wir wollten unbedingt die Zwillinge von St. Clare's sein. Fast jeden Abend bin ich zu ihr ins Bett geschlüpft, sobald Mum das Licht ausgemacht hatte, dann haben wir uns die Decke über die Köpfe gezogen und uns mit der Taschenlampe gegenseitig vorgelesen. Zwei Erbsen in einer gemütlichen Schote.

Und dann bin ich schließlich in Duncraggan Castle gelandet, wie in den Geschichten.

Aber Jenna ist nicht dabei. Ich musste alleine herkommen. Allerdings bin ich nicht lange alleine geblieben.

»Hättet ihr lieber ... Muffins als Hände oder Eichhörnchen als Füße?«, Rowan lehnt sich zurück und verschränkt selbstgefällig die Arme.

Lily prustet los, während Ama mit Rowans Becher anstößt.

»Also, kommt drauf an«, sagt Ama mit gespielter Ernst. »Wachsen die Muffins nach? Kann ich mir die Sorte aussuchen? Kann ich jeden Tag eine andere Sorte nehmen? Ach so, und sind die Eichhörnchen rot oder grau?«

Rowan antwortet augenblicklich: »Sie wachsen einmal am Tag nach. Du kannst dir die Sorte aussuchen. Graue Eichhörnchen. Diese armen Viecher haben so einen schlechten Ruf.«

Lily setzt zu einem Vortrag über die Misere der roten Eichhörnchen an, aber ich lege ihr eine Hand auf den Mund, damit sie still ist.

Ich glaube, ich habe mich entschieden, aber ich habe noch eine Frage, die vorher geklärt werden muss: »Kann man die Eichhörnchen denn führen? Also mit winzigen Zügeln oder so?«

Rowan denkt einen Augenblick nach: »Ja, aber sie sind noch nicht trainiert. Das ist eine Menge Arbeit. Eichhörnchen zu trainieren, ist eine sehr anspruchsvolle Aufgabe.«

»Dann weiß ich, was ich will! Ich entscheide mich für die Eichhörnchen-Fraktion. Ama? Lil?«

Lil ist für die Muffins (vorausgesetzt sie sind mit Bio-mehl gebacken). Ama wählt die Eichhörnchen: »Weil man dann ÜBERALL seine Haustiere dabei hat.«

Ich frage Rowan, was sie nehmen würde. »Keine Ahnung«, sagt sie und zuckt mit den Schultern. »Das ist eine total bescheuerte Frage!« Dafür bekommt sie von mir ein Kissen an den Kopf.

»Ich habe eine!«, meldet sich Lily zu Wort. »Die ist für Ama.«

»Puh«, macht Ama. »Klingt nicht gut.«

Lily stellt sich zwischen die beiden Betten. Sie hustet, als wollte sie sich räuspern. »Ich werde erst mal die Szene beschreiben ... Es ist am Abend unseres Weihnachts-

konzerts. Im vollbesetzten Zuschauerraum ist es still. Das Publikum hat unter Geigengequitsche und verstimmten Oboen seine Plätze eingenommen, aber jetzt geht es los. Ama ist bereit, die Bühne zu betreten und die Anwesenden mit ihrem unvergleichlichen Klavierspiel zu blenden und zu bezaubern ...«

»Ziemlich alliterationslastig, wenn du mich fragst«, flüstert Rowan, so dass alle es hören können.

»Psst!« Lily geht vor Ama auf die Knie und ergreift deren Hand. »Ama, meine liebe, allerbeste Freundin in der ganzen Welt, würdest du lieber ... A, dein Klavierstück spielen, während deine Eltern auf dem Flügel Sex haben ...«

Wir prusten los, so dass ich kaum hören kann, wie Ama angeekelt würgt.

»... *oder* würdest du lieber, B, mit einer Person deiner Wahl auf der Bühne Sex haben, während deine *Mutter* am Flügel sitzt?« Wenn Lily »würdest du lieber« sagt, geht es *immer* um Sex.

Unser Gelächter wird lauter, und ich fürchte insgeheim, dass Miss Renner gleich an die Tür klopft. Aber Rowan hat letztes Jahr irgendwie herausbekommen, dass Miss Renner beim Einschlafen Kopfhörer trägt und dem *Regenwald Sound* lauscht. Die Maddox wäre bestimmt nicht besonders erfreut, wenn sie das wüsste.

»Du bist widerlich, Lily Carter. Widerlich und verdorben.«

»Kann schon sein, aber du bist mir trotzdem eine Antwort schuldig. Du kennst die Regeln.«

»Das kann ich nicht!«, jammert Ama, weiß aber genau,

dass wir sie nicht davonkommen lassen. »Ja, okay, okay ... Es ist nur ... igitt!«

»Gibt es *dazu* noch irgendwelche Fragen, Adebayo?«, fragt Rowan mit hochgezogenen Brauen.

»Na gut, zunächst einmal bin ich ziemlich sicher, dass meine Eltern überhaupt gar nie Sex haben«, verzieht Ama das Gesicht. »Aber ich muss mich trotzdem für A entscheiden. Weil mich nichts und wieder nichts auf der Welt dazu bringen könnte, vor irgendjemandem, IRGENDJEMANDEM Sex zu haben.«

»Aber dass deine Eltern wie die Karnickel loslegen, während du Rachmaninow spielst, das wäre ganz okay für dich, oder?«, grinse ich süffisant. Ich habe den Bogen überspannt: Ama hasst Rachmaninow.

Unser Mitternachtsgelage bestreiten wir nicht mit ›haufenweise Ginger-Beer, sondern mit jedem Stoff, den wir einschleusen können‹. Manchmal – wenn jemand dran denkt – gibt es sogar etwas zu Essen. Heute Abend haben wir eine ganze Dose Yakgwa-Honigkekse von Rowans Mum gefuttert. Wer auch immer frittierte Kekse erfunden hat, war ein Genie, keine Frage.

Lily zieht jedes Mal eine Grimasse, wenn sie einen Schluck aus ihrer winzigen Flasche nimmt. »Ich hasse Whisky!«

»Besser als nichts!«, schmolzt Ama. Sie war es nämlich, der es gelungen ist, auf dem Rückflug von Lagos zwanzig Mini-Fläschchen mitgehen zu lassen.

»Dann solltest du lernen, ihn zu mögen. Wir sind schließlich in Schottland.« Ich kann das Zeug auch nicht

ausstehen, aber die Loyalität zu meiner Heimat ist stärker.

»Ich werde anfangen Whisky zu mögen, wenn Ama anfängt Haggis zu essen«, sagt Lily und grinst.

»Oh, na komm schon, Lil! Das ist nun wirklich nicht das Gleiche! Die Innereien eines Schafs sollten auch im selben bleiben, finde ich. Und ich weiß genau, dass du mir da recht gibst, kleine Miss *Ich-war-schon-Vegetarierin-bevor-ich-das-Wort-aussprechen-konnte*.« Ama lallt zwar noch nicht, aber ein weiteres Fläschchen, dann ist es so weit.

»Ich bin sicher, dass das *Schaf* der gleichen Ansicht ist wie du«, sagt Rowan und neigt sich zu Ama, um sich eine Flasche zu angeln. Sie öffnet sie und atmet den Geruch ein. »Ah, seht ihr auch das lila Heidekraut in den Tälern? Und den edlen Hirsch, der sein Revier überblickt ...«

»Unmittelbar bevor er von irgendeinem idiotischen Banker erschossen wird, der glaubt, dass er nur ein echter Mann ist, wenn er wehrlose Tiere tötet.« Lilys Stimme trieft vor Verachtung, wie immer, wenn sie von ihrem Dad spricht.

»Ich wette, unsere Scharfschützin Kent könnte deinem Vater noch ein paar Kleinigkeiten beibringen. Denn sie ist verdammt treffsicher.« Dabei stupst Rowan mich mit der Schulter an.

»Tontaubenschießen ist wahrhaftig nicht dasselbe, Rowan. Und ich bin darin eher scheiße.« Obwohl, eigentlich stimmt das nicht. Ich erklimme gerade die schwindelnden Höhen von ›mittelmäßig‹, auch wenn Miss Whaite meine Fertigkeiten als ›solide‹ bezeichnen würde. Dad war ent-

setzt, als er herausbekam, für welche Kurse ich mich in Duncraggan eingeschrieben habe. *Schießen? Wieso muss es unbedingt Schießen sein? Und Klettern? Was soll denn das? Machen die da auch was Normales? Wie ... Schlagball?* Er hat eigentlich recht, aber als ich herkam, habe ich mir eins geschworen: Ich wollte all das verrückte Zeug machen, was es nur im Internat gibt. Das Klettern habe ich nach ein paar Monaten aufgegeben, aber schießen tue ich immer noch einmal die Woche.

Gegen zwei Uhr früh ist der Whisky alle und Rowan fallen alle paar Minuten die Augen zu. »Komm jetzt, lass uns ins Bett gehen.« Ich ziehe sie in eine sitzende Stellung hoch. »Das wird brutal morgen.«

Wir sagen Lily und Ama gute Nacht und schleichen rüber ins Nachbarzimmer. Der Flur ist nur schwach beleuchtet – gerade ausreichend, damit man mitten in der Nacht den Weg zum Klo findet. Das grüne Leuchtschild »Notausgang« über der Tür zum Treppenhaus passt überhaupt nicht. Ich wünschte, sie bräuchten das alles hier nicht – Brandschutztüren, offizielle Schilder und Neonleuchten haben in Gemäuern wie diesem eigentlich nichts zu suchen. Im Laufe der Jahre wurden hier so viele Um- und Anbauten vorgenommen, dass das Internatsgebäude nur noch an manchen Stellen wie ein echtes Schloss aussieht. Diese Teile werden natürlich ohne Ende fotografiert, um die Webseite damit zuzupflastern. Die Teile waren es auch, die mich dazu verlockt hatten, hierherzukommen.

»Home sweet home«, rufe ich und knipse die Nachtlampen an. Unser Zimmer ist etwas kleiner – Lily durfte sich eins aussuchen, nachdem sie voriges Jahr zur

Schulsprecherin gewählt wurde. Und Rowan hat es geschafft, Hozzie und Sylvana zu einem Zimmertausch zu überreden, so dass wir in unserem letzten Jahr in Duncraggan neben Lily und Ama wohnen. Das hat sich richtig gut angefühlt. Weil wir vier eine kleine Einheit bilden, seit Rowan mich nach meiner Ankunft unter ihre Fittiche genommen hat.

An den Tag muss ich oft zurückdenken. Wie ich mich gefühlt habe, als das Auto langsam näher fuhr und knirschend auf dem Schotter vor dem Schloss zum Stehen kam. Wie Dad mir aufs Bein klopfte und sagte: »Na, das wird ein Abenteuer, was?«, und sein Gesicht eine ganz andere Sprache sprach. Wie mir alles so neu und fremd erschienen war, jedenfalls nicht wie etwas, was ein Mensch wie ich je erleben würde.

In der ersten Nacht lag ich wach und hörte den Wind am Fenster rütteln. Ich fragte mich, ob ich nicht einen Riesenfehler gemacht hatte. Ich starrte im Dunkeln zum anderen Bett hinüber, aber die Umrisse kamen mir total falsch vor.

Jenna hätte eigentlich hier sein und alles mit mir teilen sollen, so wie es immer gewesen war. Das ist so bei Zwillingen. Wir *sind* so.

Wir haben alle unsere Gründe, in Duncraggan zu sein, manche sind interessanter als andere. Die meisten Leute sind nur hier, weil sie stinkreiche Eltern haben. Und wenn man stinkreich ist, sorgt man anscheinend als Erstes dafür, seine Kinder loszuwerden und möglichst weit weg zu schicken. Das ist ein Pluspunkt für abgelegene Standorte

in der schottischen Wildnis. Schlechtes Wetter formt offenbar den Charakter.

Ama wollte wegen des guten Rufs des musikalischen Zweigs hierher, Lily dagegen hatte keine andere Wahl. Rowan, Lily und Ama haben reiche Eltern, aber darüber reden wir nicht. Wenn man aufmerksam ist, sieht man es von selbst. Zum Beispiel an den Marken, die sie tragen, und, wenn man genau hinhört, an Worten wie ›Treuhandfonds‹ und ›Fahrer‹ und ›Jacht‹. Ich gebe mir Mühe, ihnen das nicht zum Vorwurf zu machen – die Tatsache, dass Geld für sie keine Rolle spielt, sosehr sie sich auch das Gegenteil einreden. Geld ist für sie kein Thema, einfach weil sie sich nie Gedanken darüber machen mussten.

Rowans Eltern sind nach Südkorea gezogen, als sie acht Jahre alt war. Die meisten Kinder würde das ziemlich fertigmachen, aber ihr war das scheißegal. Sie ist schon in London aufs Internat gegangen, bevor sie für die Oberstufe hierherkam. Und als ihre Eltern letztes Jahr nach Surrey zurückgezogen sind, ist sie freiwillig hiergeblieben und sagte, sie käme nicht im Traum darauf, uns zu verlassen. »Gemeinsam bis zum bitteren Ende«, war ihre Begründung.

Nur mit Rowan habe ich darüber geredet, weshalb ich nach Duncraggan gekommen bin. Ich habe sie gebeten, es Ama und Lily zu erzählen, weil ich fand, dass sie es wissen sollten, aber ich konnte mich einfach nicht dazu durchringen, es ihnen selbst zu sagen. Es strengt mich zu sehr an, die Geschichte immer wieder aufzurollen. Und dabei die *ganze* Wahrheit mit aller Kraft zu verheimlichen.

Ich hasse es, darüber zu reden, und die Mädchen ver-

stehen mich. Wenn eine von ihnen im Gespräch in gefährliche Gewässer abdriftet, dann ziehen die anderen sie zurück ans sichere Ufer. Normalerweise ist Rowan diejenige, die das merkt. Ich wüsste nicht, was ich ohne sie täte. Manchmal habe ich ein schlechtes Gewissen, weil ich ihr nicht alles erzählt habe. Das Schlimmste weiß sie nicht.

Das Schlimmste ist ganz einfach. Man braucht die Geschichte nur vom überflüssigen Fleisch zu befreien und bis auf die blanken Knochen auszudünnen. Man braucht sie nur zusammenzuschrumpfen und auszuhungern, bis fast nichts mehr übrig ist.

Genau das ist mit ihr passiert.

Jenna ist an Herzversagen gestorben. Und an anderen Dingen: einem perforierten Ulkus, einem Lungenkollaps. Aber letztlich hat das Herz aufgegeben. Es konnte seine Aufgabe nicht mehr erfüllen; es hatte nicht mehr genug Treibstoff.

Meine Zwillingsschwester war fünfzehn Jahre alt, als sie starb. Sie wog etwas mehr als 30 Kilogramm.

Das Ganze fing mit einer Diät nach Weihnachten an.

Und die war meine Idee.

## 2

ES WAR meine Schuld, dass sie gestorben ist.

Die Leute sagen, einen Zwilling zu verlieren sei so, als würde man sich selbst zur Hälfte verlieren, seine halbe Seele. Das stimmt nicht. Man verliert sich ganz. Man verliert alles, was einen zu der macht, die man ist. Man verliert alles, was man jemals als richtig und wahr kennengelernt hat.

Aber Jennas Tod ist nicht die ganze Geschichte. Er ist der Teil, von dem die anderen wissen, weil es in der Zeitung stand. Mum und Dad haben darauf bestanden, damit an die Öffentlichkeit zu gehen, damit die Leute aus unserer tragischen Geschichte lernen und andere Eltern die Gefahr erkennen, ehe es zu spät ist. Ich war von Anfang an dagegen. Es war *meine* Jenna. Und ich konnte die Vorstellung nicht ertragen, sie mit der Welt zu teilen. Meine Eltern haben sich meine Argumente angehört, geduldig, manchmal unter Tränen, aber sie haben es trotzdem gemacht. Mum hat zu mir gesagt, dass es ihr leidtäte, aber sie wüsste, dass das richtig sei.

Kann ja sein, dass es für sie richtig war und für all die Eltern da draußen auch – ein abschreckendes Beispiel, von dem sie morgens beim Frühstück lesen, während sie ihre Toastkrümel auf der Zeitung verteilen, um dann die Seite umzublättern.

Und was war mit mir? Ich konnte die Seite nicht umblättern. Niemals. Und was war mit Jenna? Meine Schwester hätte es gehasst, dass man ihren Namen googeln und all die reißerischen Einzelheiten über sie lesen kann. Sie hätte es gehasst, ihr Schulfoto in allen Zeitungen zu sehen –, um zu veranschaulichen, wie süß und normal und gesund sie *vorher* aussah. Auf dem Bild lächelt sie, obwohl sie es eigentlich hasste, fotografiert zu werden. Als wir damals unsere Schulfotos mit nach Hause brachten, hat meine Mutter gemeckert, weil ich auf meinem nicht lächle. Aber Jennas Foto fand sie einfach reizend. Sie hat gar nicht gesehen, dass Jennas Lächeln aufgesetzt war. Aber *ich* habe es gesehen, natürlich, weil unser aufgesetztes Lächeln das gleiche ist.

Das Foto *danach* haben sie auf ihrem Handy entdeckt. Sie hat es einer ihrer Anorexie-Freundinnen ein paar Monate vor ihrem Tod geschickt, und diese sogenannte Freundin hat ihr zu ihrem tollen Aussehen gratuliert, und ihr ein Foto von sich selbst geschickt, so dass sich die zwei vergleichen konnten. Die beiden waren unfassbar dünn.

Man kann dieses Foto nicht anschauen, ohne schockiert zu sein, und die Vorstellung, dass Millionen Leute das taten, wenn sie die Zeitung lasen oder ins Internet schauten, war für mich wie Gift. Sie würden sie nie kennen, wie ich sie kannte. Sie würden nie das Mädchen kennen, das, einfach aufgrund der Tatsache, dass sie 23 Minuten älter war als ich, davon überzeugt war, unendlich viel weiser zu sein. Das Mädchen, das vergeblich versucht hatte, einen jungen Spatz zu retten, nachdem er aus dem Nest gefallen war. Das Mädchen, das auf der anschließend von uns veranstal-

teten Beerdigungsfeier weinte und dem Spatz ihren besten Schuhkarton als Sarg opferte. Das Mädchen, das ein Jahr später in ihrer ›Ich-will-Archäologin-werden‹-Phase den Schuhkarton wieder ausgrub, um die sterblichen Vogelüberreste zu untersuchen.

Jenna war eine Person – ein wunderbarer, unordentlicher Mensch mit Fehlern und Hoffnungen und Ängsten –, aber sie wurde auf eine Moralgeschichte reduziert.

Das einzig Gute war, dass meine Eltern es geschafft haben, mich da rauszuhalten. Sie haben insgesamt vier Interviews gegeben. Dafür sind die Journalisten zu uns nach Hause gekommen, haben auf unserem alten Sofa gesessen und zweifellos mit wachen Augen die Familienfotos auf dem Kaminsims, die Flecken auf dem Teppich und den uralten Fernseher inspiziert. Meine Eltern haben ihnen erzählt, dass Jenna eine Zwillingsschwester hatte, aber das war auch schon alles. Natürlich baten die Journalisten darum, mich sprechen zu dürfen, das lehnten meine Eltern jedoch ab. Meine tote Schwester war Freiwild, aber ich war tabu.

In den Zeitungsgeschichten stand, dass die Magersucht meiner Schwester offenbar mit dem harmlosen Neujahrsvorsatz begonnen habe, gesünder zu essen und mehr Sport zu treiben. Keiner weiß, dass das meine Idee war, und dass ich Jenna unter Druck gesetzt habe, mitzumachen. Mir war nämlich klar, dass ich alleine schon nach wenigen Tagen aufgeben würde. Deshalb habe ich sie motiviert; es würde Spaß machen, habe ich zu ihr gesagt, und dass wir es zusammen machen sollten. Sie war keineswegs übergewichtig, nicht einmal annähernd. Auch ich war das

nicht, aber ich war ein kleines bisschen schwerer als sie und konnte das nicht ertragen. Eineiige Zwillinge sollten immer gleich aussehen.

Mum weiß, dass es meine Schuld war. Sie war dabei, als ich Jenna an Neujahr überredete, vom Sofa aufzustehen und mit mir eine Runde zu laufen. Sie war dabei, wenn ich missbilligend die Brauen hob, weil Jenna morgens ihre Müslischüssel bis zum Rand füllte.

Wir haben nie darüber geredet. Mum hat das Thema nie angeschnitten oder mir Vorwürfe gemacht. Vielleicht weil sie selbst mit angesehen hat, wie ich das alles getan habe, und mich nicht ausgebremst hat.

Als die Sache bei Jenna wirklich schlimm wurde, habe ich angefangen, Nachforschungen anzustellen. Ich hatte schon seit Monaten das Interesse daran verloren, mein Gewicht zu beobachten, aber meine Schwester wurde immer dünner. Ich bekam Angst. Vor allem, als ich erfuhr, dass Zwillinge eine größere Neigung zur Anorexie haben als andere Leute. Ich brauchte keinen weiteren Beweis für meine Schuld, denn da stand es, auf dem Bildschirm meines Laptops. Meine bloße Existenz war schuld an Jennas Krankheit.